

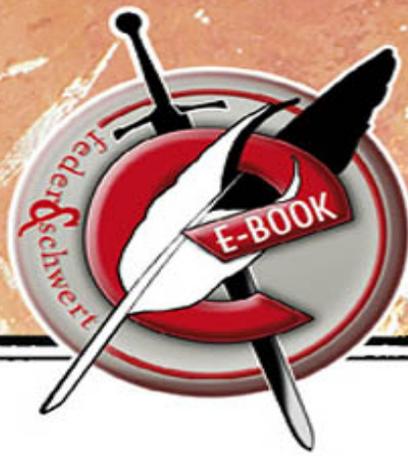


severin rast • oliver hoffmann

h i o b s b o t s c h a f t

Engel

jubiläumsausgabe





Autoren: Severin Rast und Oliver Hoffmann
Lektorat: Oliver Graute, Oliver Hoffmann und Susanne Vieregge
Korrektur: Thomas Russow
Art Director und Gestaltung: Oliver Graute



© Feder&Schwert 2012
E-Book-Ausgabe
ISBN 978-3-86762-141-0

Hiobs Botschaft ist ein Produkt der Feder&Schwert GmbH. Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck außer zu Rezensionszwecken nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.
Die in diesem Buch beschriebenen Charaktere und Ereignisse sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit
zwischen den Charakteren und lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.
Die Erwähnung von oder Bezugnahme auf Firmen oder Produkte auf den folgenden Seiten stellt keine
Verletzung des Copyrights dar.

www.feder-und-schwert.com

Inhalt

[Europakarte](#)

[Brandland](#)

[Einleitung](#)

[Prolog](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Traumsaat](#)

[Prolog](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[Kapitel 41](#)

[Epilog](#)

[Fegefeuer](#)

[Prolog](#)

[Kapitel 42](#)

[Kapitel 43](#)

[Kapitel 44](#)

[Kapitel 45](#)

[Kapitel 46](#)

[Kapitel 47](#)

[Kapitel 48](#)

[Kapitel 49](#)

[Kapitel 50](#)

[Kapitel 51](#)

[Kapitel 52](#)

[Kapitel 53](#)

[Kapitel 54](#)

[Kapitel 55](#)

[Kapitel 56](#)

[Kapitel 57](#)

[Kapitel 58](#)

[Kapitel 59](#)

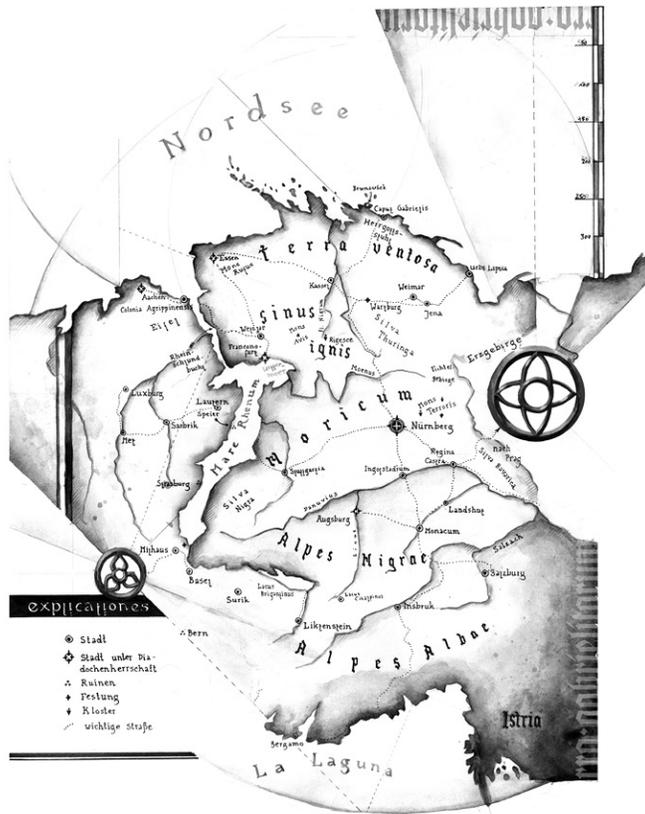
[Kapitel 60](#)

[Kapitel 61](#)

[Kapitel 62](#)

[Kapitel 63](#)

[Kapitel 64](#)



Buch 1



Brandland

In einer Zeit, die weit in unserer Zukunft liegt, ist die Erde zum gigantischen Schlachtfeld der Mächte von Gut und Böse geworden. Sie ist zerstört durch Seuchen und Umweltkatastrophen. Wind und Wetter geißeln das karge Land, der Meeresspiegel ist bedrohlich angestiegen und hat das Antlitz der Welt unwiderruflich verändert. Gewaltige Flammenlöcher, die Fegefeuer, brennen dem Planeten ihr dunkles Zeichen ein. Die Menschheit lebt nach all diesen Katastrophen unter neomittelalterlichen Umständen.

Europa wird beherrscht von einer zu neuem Glanz erstarkten Kirche, die von Roma Æterna, der Ewigen Stadt, aus die Geschicke des Kontinents lenkt. Ihr Symbol sind die Engel – die himmlischen Heerscharen, die Gottesboten, die das Wort des Schöpfers in die entlegensten Winkel der Welt tragen.

Doch der Herr der Fliegen, der ewige Widersacher des Herrn, wirft Legion um Legion nichtsahnender Sklaven und williger Werkzeuge in die Schlacht, um die Welt nach seinem Bilde umzuformen. So mancher „Kirchenfürst“ und nicht wenige weltliche Herrscher stehen insgeheim in seinen Diensten. Sein mächtigstes Werkzeug aber ist die Traumsaat, abscheuliche Insektendämonen, die direkt den Alpträumen der Menschheit entsprungen scheinen.

Prolog

Geh fort, Liebster. Geh ganz weit fort.

Der Blick von den höchsten Zinnen des Himmels zeigt den Horizont in Flammen. In den sengenden Winden segeln die Engel wie Möwen an einem heißen Sommertag. Doch keine wilden Möwenschreie von Ferne und Freiheit erfüllen die Luft, sondern der Lärm der Schlacht. Vor dem allgegenwärtigen Summen und Brummen der Dämonenflügel erklingt Waffengeklirr. Hin und wieder auch ein Schrei. Wenn ein Engel fällt. Oder ein Kreischen. Wenn eine der mächtigen Kreaturen sterbend in die Tiefe trudelt.

Flammenschwerter spiegeln sich in schwarzen Facettenaugen. Doch sobald die scharfen Kiefer sich öffnen, bricht glühende Lava hervor, die Fleisch und Gefieder zersetzt. Zu Tausenden stürzen die erschlagenen Traumsaatkreaturen in die Tiefe. Die Waffen und Flügel der Engel glänzen schwarz von ihrem stinkenden Blut. Doch vom Horizont kommen immer neue, immer größere Kreaturen.

Aus dem Feuer und dem Rauch werden die Diener des Herrn der Fliegen über die Erde kommen. Und unermesslich ist ihre Zahl ...

In rasendem Wirbel dreht sich der tödliche Tanz um die Zinnen. Wie blutiger Schnee bedecken Federn die Wehrgänge der Burg. Jenseits der Mauern brodelt ein Meer winziger schwarzer Dämonen. Aus den geborstenen Leibern ihrer mächtigen Verwandten sind sie aufgestiegen. Woge um Woge prallt gegen die Brustwehr. Einzelnen nicht lästiger als eine Fliege, ist die Luft nun von dem immer schriller werdenden Schwirren ihrer kaum sichtbaren Flügel erfüllt.

Dann wird seine Stimme erklingen, furchtbar und laut, und er wird eure Seelen fordern, und nur die Reinsten und Standhaftesten werden ihm widerstehen ...

Sei standhaft, Geliebter, halte dich fern von dieser Schlacht.

Und der Himmel fällt, die Traumsaat krallt nach seinen Mauern und Türmen. Begierig, endlich eine Festung des Glaubens zu verschlingen, begierig, endlich ihrem Herrn das Geheimnis zu bringen, daß in seinen Tiefen ruht. Doch hoch droben über der Schlacht steht die Reinste, die Standhafteste, das Mädchen. In ihren Händen der Schlüssel zu großer Macht und Zerstörung, ein Werkzeug des

Herrn. Als sein Klang um die höchsten Zinnen des Himmels schallt, läßt er die schwarzen Herzen der Traumsaat erstarren. Doch es gibt kein Entrinnen. Noch in der Luft entzündeten sich ihre Leiber und vergehen in Flammen. Auch der Himmel brennt. Aus Pfeilern und Wänden bricht das Feuer hervor und verschlingt Holz, Stein und Stahl mit göttlichem Zorn. Nicht das schmutzig rote Feuer und der schwarze Qualm des Brandlandes verzehren den Himmel, sondern strahlend weiße Flammen reinigen das Schlachtfeld und erlösen die Gefallenen.

Kehr um, Geliebter, kehr' zu mir zurück. Deine Heimat ist vergangen.

„Es ist Anne, Schwester Oberin, sie hatte wieder einen Traum, eine Vision!“ Die junge Novizin sah die ältere verängstigt an. Sie wußte nicht, wovor sie sich mehr fürchten sollte, vor Anne, die neben ihr plötzlich schreiend in ihrem Bett gesessen hatte, oder davor der Oberin mitten in der Nacht diese Kunde zu bringen.

Aber die alte Mutter Oberin war selbst von Annes Schrei geweckt worden. Sie nickte nur stumm, legte sich eine Decke um und folgte dem Mädchen ins Dormitorium der Novizinnen.

„Schwester Camille, was ist geschehen?“

„Anne, Schwester Oberin – sie hat auf einmal kerzengerade in ihrem Bett gesessen und geschrien. Zuerst waren alle nur ganz entsetzt und haben nichts verstanden. Doch dann, als wir mit ihr geredet haben, hat sie gesagt, der Himmel der Ragueliten sei gefallen.“

„Das ist doch Unsinn.“ Die Oberin trat zu Anne, die schweigend auf ihrem Bett saß und die Wand anstarrte.

„Was hast du geträumt, Kind?“ fragte sie mit fester Stimme, doch Anne schwieg.

„Antworte mir, Anne. Was hast du gesehen?“

„Alles brennt.“ Annes Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Ihr Blick war immer noch in unbestimmte Ferne gerichtet. Leise fuhr sie fort: „Die Traumsaat ist gegen den Himmel der Ragueliten gezogen, die Engel wurden in einer furchtbaren Schlacht besiegt, doch bevor der Himmel dem Herrn der Fliegen in die Hände fallen konnte, wurde er durch ein göttliches Feuer vernichtet. So wie der Himmel fiel, wird auch unser Kloster fallen. Die Traumsaat naht.“

Die Oberin drehte sich um und starrte in die ängstlichen Gesichter der versammelten Novizinnen und Beginen. „Schwester Anne redet wirr, das

nächste Fegefeuer ist weit über hundert Kilometer entfernt. Wir sind hier sicher. An all dem ist nur dieser Engel schuld, seine Aura hat ihren Geist getrübt. Schwester Camille, Schwester Eva, bringt sie in die Büßerzelle, das wird sie wieder zur Vernunft bringen.“

Seit jener Nacht sprach Anne kein Wort mehr.

Cumulus sah die sechs Engel über den Rand seiner Brille an. Sie hatten ihm jetzt schon über eine Stunde schweigend zugehört, während er ihnen eine Legende nach der anderen erzählt hatte. Irgendwie war er heute zum Geschichten erzählen aufgelegt.

„Und das ist nicht alles“, fuhr er fort, „dort steht weiter: Es wird die Schweigende erscheinen und sie wird es sein, die den Gefallenen den Weg ans Licht weisen kann. Wenn der Himmel in Flammen steht und die Herzen der Menschen von Finsternis erfüllt sind, wird sie die Hoffnung der Welt sein.“

Er schwieg und wandte sich wieder seinen Karten zu. Während er das Regal mit den unzähligen Pergamentrollen, nach der richtigen absuchte, konnte er die fragenden Blicke der Engelschar in seinem Rücken spüren.

Endlich hatte er die Karte gefunden, wegen der die Schar den weiten Weg von Mont Salvage hierher gekommen war. Vorsichtig zog er die Rolle unter den anderen hervor und drehte sich wieder zu den Engeln um.

„Aber ihr seid nicht wegen der alten Prophezeiungen oder dem Ordensbuch hier, sondern wegen dieser Weltkarte. Ab Gundar hat mich angewiesen sie euch als Geschenk für Ab Guillaume zu übergeben. Möge sie die Archive des Himmels der Urieliten bereichern und dazu beitragen, daß Ab Guillaume in seiner Amtszeit Gutes tue und Großes erreiche.“

Nachdem die Schar sich verabschiedet hatte, stand Cumulus noch lange am Bogenfenster seines Kartenarchivs und blickte nachdenklich auf die Felder und das Gassengewirr von Trondheim herab. Er hatte die Engel nicht gekannt. Nur den Ragueliten hatte er früher schon einmal gesehen. Trotzdem hatte er ihnen mehr erzählt, als so manchem Besucher aus Trondheim selbst. Es war eine Investition in die Zukunft. Manchmal war es gut, Wissen auszusäen, damit es irgendwann einmal, wenn die Zeit gekommen war, Früchte trug.

Kapitel 1

Der Satan antwortete dem Herrn und sagte: Haut um Haut! Alles, was der Mensch besitzt, gibt er hin für sein Leben. Doch streck deine Hand aus, und rühr an sein Gebein und Fleisch; wahrhaftig, er wird dir ins Angesicht fluchen. Da sprach der Herr zum Satan: Gut, er ist in deiner Hand. Nur schone sein Leben!

– Hiob, 2, 5-6

Über der Mittelmeerküste Südfrankreichs hing eine dichte, bleigraue Wolkendecke. Der Sturm tobte schon den ganzen Tag. Auch schon am Tag davor hatte es heftig gestürmt. Und auch am Tag davor. Die Fischer waren zur Untätigkeit verdammt und starrten jeden Tag mit immer sorgenvolleren Mienen auf die stürmische See hinaus.

Die Wolken waren so dunkel und regenschwer, daß der späte Nachmittag kaum von der Nacht zu unterscheiden war. Kein Vogel war am Himmel zu sehen, nur die weißen Flügel eines einzelnen Engels, der unermüdlich gegen den Sturm ankämpfte, zeichneten sich gegen das dunkle Grau im Südosten ab. Dominic hatte ihn als erster entdeckt. Er war am Mittag ganz aufgeregt zu ihr ins Haus gelaufen gekommen und hatte ihr erzählt, er habe einen Engel gesehen. Irène hatte gelacht und ihrem Sohn geantwortet, er habe sich das nur ausgedacht, um sie aus dem Haus zu locken. Aber es war ihm ernst gewesen damit, und so hatte sie das Butterfaß geschlossen, mit dem sie sich gerade beschäftigte, und war mit hinausgegangen. Und tatsächlich, der Engel war da gewesen. Sehr weit weg noch, aber er schien auf sie zuzukommen.

Der Sturm war in den vergangenen Stunden nicht schwächer geworden, und Irène hatte den Augenblick, wo sie hinaus zu den Kühen mußte, so lange wie möglich hinausgezögert, aber jetzt konnte sie nicht mehr warten. Mit einem Joch mit zwei großen blechernen Melkkannen daran machte sie sich durch den Regen auf zur Weide. Als sie das Dorf verließ, konnte sie noch einen letzten Blick auf den Engel werfen. Er war jetzt schon sehr nah, und sie glaubte, jeden einzelnen verbissenen Flügelschlag erkennen zu können. Er war schon seit dem Mittag in der Luft, wahrscheinlich länger, und immer noch trotzte er dort oben den wütenden Elementen. Er mußte vollkommen erschöpft sein. Aber er

war ein Engel, Gottes Kraft erfüllte ihn, dachte Irène, als sie in den Hohlweg einbog, der die Küste hinauf zu den Weiden führte.

Der Sturm machte Calliel schwer zu schaffen. Wenn er sich seine Kräfte etwas besser eingeteilt und häufiger Rast gemacht hätte, wäre alles halb so schlimm gewesen. Er war ein sehr guter Flieger und hatte sogar die Urieliten mit seiner Kraft und Ausdauer beeindruckt. Deshalb hatte der Ab es auch gern gesehen, daß er sich für diese Mission freiwillig gemeldet hatte.

Aber der Sturm hielt Calliel auf. Jede Rast kostete Zeit. Er hatte auf der Strecke bisher schon einen halben Tag verloren, und er brauchte noch mindestens zwei Tage bis Cluny. Er wußte nicht, wann die Traumsaat Cluny erreichen würde. Niemand wußte das.

Bei seiner letzten kurzen Rast in einem Kloster direkt an der Küste hatte er eine junge Engelschar getroffen. Sie war auf dem Weg nach Mont Salvage gewesen, um vom dortigen Himmel aus weitere Einsätze zu fliegen. Er hatte mit der Michaelitin gesprochen. Sie konnte nicht älter als zehn sein und hatte ihre Weihe gerade erst erhalten, nur ein einziges Motivband war um ihren linken Arm gewickelt. Als er in ihre Augen geblickt hatte, waren Calliel seine eigenen ersten Flügelschläge in Erinnerung gekommen. Die Schar kam aus einem Kloster weiter die Küste entlang und wußte nichts über die Position der Traumsaat oder über Cluny.

Calliel hatte in dieser Nacht kaum Ruhe gefunden. Wenn er in Meditation versunken war, hatte er immer wieder in die Augen der jungen Michaelitin geblickt, doch dann waren es plötzlich seine Augen gewesen, aus denen er als kleiner Junge in eine riesige furchterregende Welt starrte. Das Gewicht der riesigen Flügel auf seinem Rücken zwang ihn, sich weit nach vorne zu krümmen. Die Flügel waren schlaff und fühlten sich falsch an, als gehörten sie gar nicht zu seinem Körper. Und dann war da diese Stimme gewesen, die von irgendwoher ganz weit unter ihm nach ihm rief.

„Spring schon, Calvin. Los, spring!“

Aber er konnte nicht springen, wie angewurzelt stand er an der Kante des Stalldaches und blickte auf das glänzende Kopfsteinpflaster ihres Hinterhofes

hinab. Am Himmel donnerte es, und wieder hörte er die Stimme nach ihm rufen.

„Komm, Calliel, komm zu mir.“

Dort unten auf dem Hof stand Anne. Sie hatte ihren Schleier abgelegt, trug aber noch die strenge braune Tracht ihres Ordens. Aber wie sollte er zu ihr hinunter kommen? Er konnte seine Flügel nicht bewegen. Ja, er hatte nicht einmal Flügel, und er war so klein, und die Wand des Stalls war so hoch.

Aber er hatte seine Mission nicht vergessen, er mußte sie warnen, die Traumsaat würde Cluny überfallen, die Beginen und die Menschen aus der Stadt mußten fliehen, bevor es zu spät war. Er versuchte zu sprechen, zu schreien, aber er brachte keinen Laut hervor, die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Und Anne stand nur da und lächelte ihn an, streckte die Arme nach ihm aus, rief ihn zu sich und ging in Flammen auf, als die Traumsaat von allen Seiten heranstürzte und Feuer und Tod ausspie.

Nur mit größter Willensanstrengung konnte sich Calliel von diesem Schreckensbild losreißen und seine Meditation abbrechen.

Er hatte festgestellt, daß der Sturm weiter über dem Festland etwas weniger Kraft hatte und flog deshalb heute so weit wie möglich im Landesinneren, um Kräfte zu sparen. Gerade so weit, daß er die Küste noch erkennen konnte. Jetzt mußte bald irgendwann der Flußlauf kommen, an dem entlang er landeinwärts zum Kloster fliegen wollte.

Er erinnerte sich, daß irgendwo hier ein kleines Fischerdorf sein mußte, in dem er Rast machen konnte, schob den Gedanken jedoch sofort wieder beiseite. Es mußte noch mindestens zwei Stunden hell sein, wenn man das so nennen konnte, und mindestens so lange würde er auch weiterfliegen. Calliel konnte die Erinnerung an seinen Traum nicht mehr abschütteln. Mit wütenden Flügelschlägen beschleunigte er seinen Flug noch einmal, aber es fiel ihm zunehmend schwerer, die Schmerzen zu ignorieren, die sich von seinen Flügelmuskeln unaufhaltsam und brennend in jede Faser seines Körpers ausbreiteten.

Unter ihm erstreckte sich jetzt ein dunkler Wald, der fast bis an die Steilküste heranreichte. Calliel stieg einige Meter auf, um nach dem Ende des Waldes Ausschau zu halten. Dort mußte der Fluß liegen, dem er landeinwärts folgen wollte. Doch er konnte nur ein paar Rodungen erkennen, und er wagte nicht,

noch höher aufzusteigen, da die Windböen immer unberechenbarer wurden, je näher er den Wolken kam.

Als er sich wieder auf seine alte Flughöhe hinabfallen ließ, wurde er auf eine Bewegung im Grün der Laubbäume unter ihm aufmerksam. Angestrengt starrte er auf das vorbeihuschende Blättermeer. Zuerst dachte er, er hätte sich getäuscht, doch da bewegte sich tatsächlich etwas unter ihm im Geäst. Genau in seinem Schatten.

Calliel änderte seine Flugrichtung leicht und hielt jetzt direkt auf die Küste zu. Und tatsächlich, sein Verfolger bemerkte sofort, daß er nicht mehr unter Calliels Schatten auf dem Blätterdach flog und paßte seinen Kurs an. Aber Calliel bemerkte noch etwas anderes, als er den Richtungswechsel seines unsichtbaren Verfolgers beobachtete. Dieser war nicht allein. Zwei weitere Schatten folgten ihm kaum erkennbar unter dem dichten Grün.

Calliel überlegte, aufs offene Meer hinaus zu fliegen, um so die Verfolger zu zwingen, sich zu zeigen, entschied sich aber dagegen. Wer konnte ihn schon durch die Luft verfolgen, außer anderen Engeln oder der Traumsaat? Und andere Engel hatten keinen Grund, sich vor ihm zu verstecken und würden sich kaum die Mühe machen, durch das dichte Laubwerk der Bäume zu fliegen.

Calliel mußte also mit dem Schlimmsten rechnen. Die Legionen des Herrn der Fliegen mußten Späher ausgeschickt haben, um nach Boten Ausschau zu halten. Das hieß aber auch, daß sie Cluny noch nicht vernichtet hatten und ihm möglicherweise noch genug Zeit blieb, das Kloster rechtzeitig zu erreichen. Auch wenn ihn diese Erkenntnis erleichterte, waren die Verfolger ein sehr unmittelbares Problem. Wo auch immer sie hergekommen waren, sie hatten sich unbemerkt an seine Fersen geheftet, und sie würden ihn nicht einfach so wieder davonfliegen lassen.

Calliel überlegte fieberhaft. Es waren drei. Sie konnten nicht allzu groß sein, sonst wäre es ihnen nicht gelungen, so lange unentdeckt durchs Geäst zu fliegen. Also waren sie höchstens menschengroß, wahrscheinlich eher kleiner. Trotzdem, drei waren zuviel für eine direkte Konfrontation. Mit einem Dämon wäre er leicht fertig geworden, auch mit Zweien hätte er es zur Not noch aufgenommen, aber für drei brauchte er einen Plan.

Wie er es auch drehte und wendete, er hatte nur eine Chance – einen von ihnen auszuschalten. Wenn ihm das beim ersten Angriff gelang, würden die anderen beiden Dämonen es bemerken und ihrerseits zum Angriff übergehen.

Wenn es ihm nicht gelang, mußte er sich gegen drei Dämonen zugleich zur Wehr setzen.

Nachdenklich wog Calliel seine Lanze in beiden Händen. Sie eignete sich als Wurfspeer fast ebensogut wie für den Nahkampf, aber sie war außer einem kleinen Messer die einzige Waffe, die er hatte. Er konnte nicht riskieren sie zu verlieren.

Solange Calliel in dieser Flughöhe blieb, huschte sein Schatten etwa zehn Meter hinter ihm über das Grün. Und genau dort befand sich auch sein Verfolger. Aber zehn Meter waren entschieden zu weit, sie ließen seinem Verfolger zuviel Zeit zu reagieren. Calliel beschleunigte seinen Flug, so sehr er konnte, und ließ sich gleichzeitig tiefer über das dichte, tosende Grün der Baumwipfel hinuntergleiten. Die Lanze lag jetzt kampfbereit in seinen Händen. Er spürte das beruhigende Vibrieren des gummierten Schaftes und sah, wie die scharfe Klinge im trüben Abendlicht verschwamm. Die Höllenbrut hatte sich den falschen Gegner ausgesucht.

Von einem Moment zum anderen legte er die Flügel an und stürzte fast senkrecht nach unten. Seinem Verfolger blieb keine Zeit, auf das plötzliche Verschwinden des Schattens über ihm zu reagieren. Wie von Calliel geplant flog er weiter geradeaus, und der Engel mußte nur leicht eine Flügelspitze abspreizen, um sich der Bewegung anzupassen.

Schon brach er durchs Blätterdach, die Lanze im Anschlag. Ein länglicher schwarzer Käfer, groß wie ein neugeborenes Kalb, flog im Halbdunkel durch den Wald. Die harten Chitinpanzer auf seinem Rücken hatte er weit geöffnet, um seine schwarzgrün schillernden Flügel zum Flug zu entfalten. Calliel nutzte die Schwachstelle zwischen den sirrenden Flügeln des Käfers und bohrte seine Lanze tief in den Leib der Kreatur. Der Käfer schrie und wand sich und schickte einen wütenden Feuerstrahl in das Astgewirr unter ihm, doch sein starrer, gepanzerter Leib verhinderte, das er den Angreifer auf seinem Rücken erreichen konnte. Calliel ließ sich nicht beirren und trieb die Lanze stoßweise immer tiefer in den Körper des Dämons. Als die beiden blanken Kontakte am Ende der Klinge das schwarze Fleisch des riesigen Käfers berührten, entlud sich die Lanze. Nach einem letzten Aufbäumen glitt der tote Dämon mit zuckenden, dünnen Beinen von der Lanzenspitze, die sich leise summend wieder aufzuladen begann.

Calliel sah noch, wie der Käfer sich mit seinen großen, durchscheinenden Hautflügeln in den dichteren Ästen weiter unten verfang und hängenblieb, als

ihn ein sengender Flammenstrahl von links nur knapp verfehlte und den Wipfel einer toten Ulme hinter ihm in Brand setzte. Er wirbelte herum und kämpfte mit schnellen Flügelschlägen um Höhe.

Die anderen beiden Käfer hatten nicht lange auf sich warten lassen. Unten zwischen den Bäumen hatte er zwar mehr Deckung, um ihren Feuerstrahlen auszuweichen, aber er hatte auch weniger Platz zum Manövrieren. Den Käfern hingegen schien der Wald nichts auszumachen, sie waren seinem Flug präzise gefolgt.

Ein weiterer Flammenstrahl schoß plötzlich unter ihm zwischen den Bäumen hervor, verfehlte ihn aber um mehrere Meter. Calliel verlangsamte seinen Flug und kreuzte in respektvollem Abstand über dem wogenden, grünen Blättermeer. Die Feuerkäfer schienen sich noch nicht so recht aus dem Schutz der Bäume heraus zu trauen. Das Schicksal des ersten Käfers war nicht unbemerkt geblieben, und auch die Kreaturen des Herrn der Fliegen empfanden Furcht oder hatten zumindest einen Selbsterhaltungstrieb.

Da – einer der Käfer kroch den Stamm eines besonders hohen Baums hinauf. Er war gelandet und hatte seinen Panzer geschlossen. Der Dämon sandte einen Feuerstrahl in die Abendluft, aber Calliel hatte ihn zu früh entdeckt, als daß er eine Gefahr für ihn dargestellt hätte. In einer engen Kurve stürzte er herab, um den Käfer von hinten anzugreifen, außerhalb der Reichweite des tödlichen Feuers. Mit genau platzierter Wucht traf seine Lanzenspitze den Rückenschild des Käfers. Doch das dämonische Chitin war zu hart, und die Waffe glitt ab, ohne Schaden anzurichten. Calliel schlug mit den Flügeln, um wieder Abstand zwischen sich und die Kreatur zu bekommen, als direkt vor ihm der zweite Käfer zwischen den Baumwipfeln hervorbrach. Der Dämon versuchte diesmal nicht, Calliel mit seinem sengenden Flammenstrahl zu treffen, sondern flog mit bedrohlichen Mandibeln und wirbelnden Klauen direkt auf ihn zu. Calliel hatte keine Zeit mehr für einen Gegenangriff und konnte seine Waffe gerade noch rechtzeitig hochreißen, um den Aufprall abzuwehren. Wütend stieß der Käfer jetzt einen Flammenstrahl aus, der Calliel ein paar Schwungfedern versengte. Hastig versuchte er, mit ein paar Flügelschlägen den Angreifer abzuschütteln, der sich jetzt hartnäckig an seine Lanze klammerte. Calliel spürte, wie die Erschöpfung der letzten Tage langsam ihren Preis forderte. Er war immer noch schnell und kräftig, spürte aber, daß die Gewandtheit und Präzision seiner Bewegungen allmählich nachzulassen begannen. Sein Herz raste, und die Scriptura auf seinen Schläfen schmerzte. Aber Calliel durfte sich

jetzt keinen Fehler leisten. Wutentbrannt riß er seine Lanze los und stieg über dem Käfer steil in den Himmel. Erneut versuchte der Dämon ihn mit seinem Feuer zu treffen, verfehlte ihn aber wieder um Haaresbreite. Mit einer Rolle mitten in der Luft änderte Calliel abrupt die Flugrichtung und griff den Dämon mit vielen kleinen Lanzenstichen von der Seite her an. Calliel wußte, daß er ihn so nicht verletzen konnte, höchstens, wenn er mit etwas Glück einen Flügel traf, aber vielleicht konnte er den Gegner zurücktreiben, bis er eine Lücke in der Panzerung fand, die Gelegenheit zum tödlichen Stoß.

Und tatsächlich, der Dämon wich vor ihm zurück, versuchte, den vielen Stichen auszuweichen oder sie mit seinen Panzerplatten abzuwehren. Die Flammenstöße waren kurz und unregelmäßig und stellten keine wirkliche Gefahr für Calliel dar. Sie näherten sich wieder den Bäumen, und Calliel befürchtete schon, sein Opfer würde sich gleich in die schützende Deckung des Blattwerks flüchten, als ihn ein Feuerstrahl unerwartet von unten in den Rücken traf.

Der erste Käfer hatte fast vergessen in den Bäumen gekauert, während der andere Dämon Calliel abgelenkt und in seine Nähe gelockt hatte. Calliels Rücken stand in sengenden Flammen. Die glühend heiße, klebrig-zähe Substanz, die der Dämon ausgespien hatte, breitete sich über seine Schultern und Flügel aus und fraß sich durch Haut und Federn tief in sein Fleisch. Calliel schrie. Im ersten Moment schien der Schmerz unerträglich zu sein, doch dann legte sich ein dumpfer Schleier über das Gefühl, und er spürte zwar noch, wie sein Körper brannte, konnte sein eigenes verbranntes Fleisch riechen, aber die Qual war fort.

Der zweite Käfer wich nicht mehr zurück, sondern ging zum Frontalangriff über. Doch der chitingepanzerte Dämon hatte den getroffenen Engel unterschätzt. Wie in Trance wich Calliel den Angriffen der scharfen Kiefer aus und erhob sich wie ein gewaltiger Phönix in die Luft über dem Wald. Schade, daß es nicht stärker regnete, dachte er noch, als er mit fast spielerischer Leichtigkeit von oben einen weiten Bogenschlag mit der Lanze gegen den gepanzerten Rücken des Feuerkäfers führte. Schwarzes Blut quoll zwischen den Chitinplatten hervor, als die Kreatur mit abgetrenntem Flügel in die Tiefe stürzte.

Der letzte Dämon hatte sich unterdessen wieder in die Luft erhoben, doch er hielt respektvollen Abstand von dem brennenden Engel und trieb ihn nun mit gezielten Feuerstößen vor sich her.

Calliel merkte, wie seine Kräfte schwanden. Schon konnte er den Flammenstrahlen des Angreifers nicht mehr ausweichen, und auch seine linke Hand und die Seite seines Kopfes wurden versengt. Mit letzter Kraftanstrengung stürzte er noch einmal auf seinen Peiniger zu, um ihm die Lanze zwischen die Augen zu stoßen, aber der Käfer wich ihm mühelos aus, und seine Klauen schlitzten ihm den Rücken auf.

Die Lanze entglitt Calliels kraftlosen Händen und stürzte in das rasend schnell näherkommende Blättermeer. Obwohl er kaum noch bei Bewußtsein war, breitete Calliel seine Flügel oder das, was noch davon übrig war, aus und glitt in die Wipfel der Bäume hinab. Er konnte nur hoffen, daß der Dämon ihm nicht folgte. Er mußte leben, er mußte Cluny warnen, er mußte zu Anne.

Zweige und Laub bremsten seinen Gleitflug, als er zwischen den Bäumen eintauchte, aber er war zu schwach zum Manövrieren. Die größeren Äste trafen ihn wie Keulenschläge, doch davon spürte er bereits nichts mehr, als sein Leib dem Boden entgegenraste.

Kapitel 2

Als sie von Fern aufblickten, erkannten sie ihn nicht; sie schrieen auf und weinten. Jeder zerriß sein Gewand; sie streuten Asche über ihr Haupt gegen den Himmel.

– Hiob 2, 11

Die gescheckten Kühe warteten schon ungeduldig am Gatter, als Irène die Rodung im Wald erreichte. Es war ein hartes Stück Arbeit gewesen, die Weide anzulegen. Heute war sie froh, daß Jean darauf beharrt hatte. Bis tief in die Nacht hatte er mit ihr im Wald gearbeitet und war dennoch vor Sonnenaufgang wieder mit dem Boot hinausgefahren. Er hatte immer vorausgedacht und gewollt, daß es ihnen besser ging als den anderen. „Auf das Meer ist kein Verlaß“, hatte er immer gesagt. „Deshalb brauchen wir auch Vieh. Erst Recht, wenn wir Kinder haben wollen.“ Und dann hatte er sie mit diesem Blick angesehen, dessentwegen sie ihn geheiratet hatte. Und er sollte Recht behalten, aber anders und schlimmer, als es Irène je in den Sinn gekommen war. Vor fast zwei Jahren, ihr gemeinsamer Sohn Dominic war gerade vier geworden, war er aufs Meer hinausgefahren und nicht zurückgekehrt. Es war kein stürmischer Morgen gewesen, und Jean war ein guter Seemann, und dennoch war er auf See geblieben. Irène hatte sich im nachhinein oft gefragt, ob er vielleicht geahnt hatte, daß das Meer ihn eines Tages holen würde, und deshalb auf die Viehzucht bestanden hatte.

Heute jedenfalls war Irène froh, ihr Dutzend Kühe zu haben. Keiner sonst in den Fischerdörfern an der Küste hatte Kühe, und sie machte Butter und Käse, die sie zu einem guten Preis verkaufen konnte. Daneben hielten sie noch Hühner und Ziegen, und es ging ihnen nicht schlecht. Die Leute im Dorf hatten sie akzeptiert, und Dominic wuchs in der Obhut seiner Großmutter Marie auf, die sich nebenbei um den Haushalt kümmerte.

Mit ein paar lauten Rufen scheuchte sie die Kühe vom Gatter weg und betrat die saftige Weide. Nachdem sie die Kannen abgesetzt hatte, schoben sich die Kühe dicht an sie heran, und sie strich ihnen über die langen, breiten Nasen und sprach sie flüsternd mit Namen an.

Es regnete zwar kaum noch, aber der böige Wind fegte durch die Rodung und zerrte an ihrem Mantel. Irène beschloß, die Kühe im Stall zu melken. Drinnen war es warm und roch nach Mist. Sie stellte die Kannen in eine Ecke und holte Eimer und Melkschemel aus dem Spind. Draußen drängten sich die Kühe vor der Stalltür, aber sie holte sie nacheinander herein und schickte sie nach dem Melken wieder hinaus.

Langsam wurde es draußen dunkel, und Irène beeilte sich mit dem Misten, nachdem sie die letzte gemolken hatte. Sie war fast fertig, als sie durch ein lautes Scharren und Trampeln vor der Stalltür unterbrochen wurde. Besorgt blickte sie aus dem Fenster. Statt wieder auf die Weide hinaus zu laufen, drängten die Kühe sich an die Stallwand und warfen aufgeregt die Köpfe in die Luft. Am dicht bewölkten Abendhimmel konnte sie manchmal einen hellen Widerschein aufblitzen sehen. Donner hörte sie nicht. Seltsam, daß die Tiere sich so aufregten, wenn das Gewitter noch so weit entfernt war. Achselzuckend öffnete sie die Tür und ließ die aufgebrachten Kühe in die Sicherheit des Stalles. Mit einem kurzen Blick überprüfte Irène den Wasserstand im Trog. Es hatte genug geregnet, und sie mußte kein Wasser vom Bach holen. Also schulterte sie das Joch mit den gut gefüllten Milchkanen und machte sich durch den Wald auf den Heimweg.

Jetzt verfluchte sie sich, daß sie so lange abgewartet hatte, bis sie zu den Tieren hinaufgegangen war. In dem dichten Wald war es beinahe stockdunkel. Irène ging langsam und achtete genau auf jeden ihrer Schritte. Der Weg war schlecht zu erkennen, uneben und glitschig.

Sie atmete auf, als sie den Bach erreichte. Von hier aus war es nicht mehr allzu weit bis zum Waldrand. Als sie die Brücke über den Bach betrat, blieb ihr Blick an einer großen, weißen Feder hängen, die langsam in der Strömung trieb. Verwundert blieb sie stehen und beobachtete, wie die Feder unter der Brücke hindurch trieb und auf der anderen Seite langsam wieder im Dunkel verschwand. Doch es war nicht nur *eine* Feder: Immer mehr weiße Flecken tanzten auf der Wasseroberfläche. Vorsichtig stellte sie die Milchkanen auf der Brücke ab und fischte eine der prächtigen Federn aus dem Wasser. Die Feuchtigkeit perlte von ihr ab. Jetzt sah sie, daß die Spitze der Feder versengt war. Der Engel, schoß es ihr durch den Kopf. Er mußte vom Blitz getroffen worden sein! Sofort stürzte sie los und rannte bachaufwärts.

Und tatsächlich, hinter der nächsten Biegung des kleinen Bachs entdeckte sie den Engel. Er lag rücklings im Wasser, und seine verkohlten Flügel waren

grotesk verdreht unter ihm ausgebreitet.

Wie angewurzelt blieb Irène stehen und starrte ins Dunkel der Nacht. Außer dem Engel, der trotz der schwarzen Flecken auf seinem Körper strahlend weiß vor ihr lag, konnte sie kaum etwas erkennen.

Der Körper des Engels war übel zugerichtet. Seine nackte Brust war zum größten Teil von einer dunklen Kruste überzogen. Auch die linke Hand war verbrannt, der Arm sah gebrochen aus, und über den Hals und die linke Wange zog sich eine lange, schmale Verbrennung. Am schlimmsten aber sahen seine Flügel aus. Das Feuer hatte riesige schwarze Löcher ins weiße Gefieder gebrannt, aus denen die zierlichen Knochen wie Zweige eines verbrannten Baumes hervorstanden. Der bittere Gestank von verbranntem Fleisch und Federn stieg Irène in die Nase, und der Reiz, sich zu erbrechen, kroch ihr die Kehle hoch. Haltsuchend taumelte sie gegen den nächsten Baum und schüttelte wütend den Kopf. Mit zusammengepreßten Lippen kämpfte sie den Brechreiz und den Wunsch, einfach davonzulaufen, nieder und stolperte durch den Bach auf den Engel zu. Vielleicht war er ja gar nicht tot, schoß es ihr durch den Kopf. Und tatsächlich, als sie nach einem unendlich langen Moment des Zögerns wagte, seine unversehrte Schulter zu berühren, konnte sie deutlich Wärme unter seiner glatten Haut spüren.

Der Engel hatte den Körperbau eines schlanken, sehr muskulösen Jungen von vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahren. Aber Irène stellte sich vor, er müßte schwerer sein als zehn Männer. Sie war überrascht, wie leicht er sich anfühlte, als sie ihn unendlich vorsichtig aufsetzte, um ihn besser anfassen und aus dem Wasser ziehen zu können. Ihre größte Angst war, der Engel könnte plötzlich die Augen aufschlagen und sie ansehen. Sie war sich sicher, daß ihr Herz einfach stehen bleiben würde, wenn sein Blick sie traf.

Der Rücken des Engels war schwer verbrannt, aber unter dem Schlamm des Bachbetts konnte Irène auch drei tiefe Furchen spüren, die sich auf der ganzen Länge durch das Fleisch zogen. Der Engel war nicht vom Blitz getroffen worden, er war im Kampf verwundet worden.

Eiskaltes Entsetzen ergriff sie. Ihr war klar, was dem Engel diese Verletzungen zugefügt haben mußte. Die Traumsaat. Und wenn sie den Engel besiegt hatte, konnte sie nur beten, daß sie mittlerweile davongeflogen war.

Entschlossen schob sie Furcht und Respekt beiseite, schlang ihre Arme um die Brust des Engels und zog ihn rückwärts durch das Bachbett zur Brücke.

Sie wußte nicht, wie oft sie im Bach und auf dem Weg ins Dorf gestolpert und wie oft sie, halb unter dem reglosen Körper des Engels begraben, schluchzend zusammengebrochen war. Aber irgendwann erreichte sie endlich Valencas.

Mittlerweile war das Licht des Tages vollständig dem Dunkel der Nacht gewichen, und niemand beobachtete, wie sie den Engel mit letzter Kraft in ihr Haus schleifte, ehe sie vollkommen durchnäßt und mit schmerzdem Rücken zu Füßen ihrer Mutter zusammenbrach.

Sie mußte sofort vor Erschöpfung eingeschlafen sein. Marie hatte sie erst einmal schlafen lassen und ein Krankenlager für den Engel vorbereitet. Jetzt rüttelte sie sanft an Irènes Schulter und reichte ihr eine Schale heißer Brühe.

„Ich kann ihn nicht allein bewegen. Aber iß erst einmal, und dann legen wir ihn zusammen aufs Stroh. Ich habe Wasser heiß gemacht und Tücher abgekocht, damit wir seine Wunden versorgen können.“

Irène sah ihrer Mutter dankbar nach, die wieder zum Herd hinüberging. So rechthaberisch und spröde sie sonst auch sein mochte, sie hatte einen unbeirraren Sinn für das Praktische und Notwendige, und Irène wußte, daß sie sich immer auf sie verlassen konnte.

„Was ist mit Dominic?“ erkundigte sie sich, während sie vorsichtig die Brühe schlürfte.

„Er schläft. Er ist eingeschlafen, ehe er gemerkt hat, daß du dich verspätet hast.“

Beruhigt setzte Irène die Schale ab und wandte sich dem Engel zu. Zum ersten Mal konnte sie im Schein der Öllampen sein Gesicht richtig betrachten. Trotz der häßlichen Verbrennungen war er ein sehr schöner Junge. Junge? Sie war sich sicher, daß es nicht das richtige Wort war, aber so, wie er jetzt vor ihr lag, besinnungslos und mit geschlossenen Augen, wirkte er fast wie ein krankes Kind. Sein Gesicht war ganz entspannt, und feine dunkle Linien verliefen von der Stirn über die Schläfen bis zu den Wangen. Entlang der Linien konnte sie Symbole erkennen, wie sie auch der Priester, der ihr Dorf regelmäßig besuchte, auf seinem Gewand trug. Der Engel hatte eine sehr helle Haut, fast so weiß wie seine Federn, und sein Haar schien unter dem Dreck und Blut hellblond zu sein.

„Jetzt starr ihn nicht so an, sondern hilf mir, ihn auf das Stroh zu legen“, zischte ihre Mutter sie an und kam vom Herd herüber. Gemeinsam hoben sie den Engel vorsichtig auf das Strohlager, über das ihre Mutter saubere Laken gebreitet hatte. Irène stützte den Rücken des Engels, während ihre Mutter vorsichtig seine zerfetzten Flügel ausbreitete.

Marie runzelte die Stirn und betrachtete den Engel, dessen Flügel von einer Außenwand des Hauses zur anderen reichten, obwohl sie längst nicht ganz gespreizt waren.

„Gut, daß wir so eine große Stube haben.“

Sie holte einen Blechkessel mit Wasser und die Tücher vom Herd und begann, seine Wunden zu säubern.

„Hoffentlich hat der Herr ihn nicht vergessen, er kann seinen Beistand jetzt gut brauchen. Wir können nur beten, daß dein Gast uns nicht unter den Fingern weg stirbt.“ Und genau das tat sie jetzt auch – während Irène ihr schweigend half, den schwer verletzten Engel zu versorgen, murmelte Marie unablässig Gebete.

Als Irène endlich ins Bett fiel, nachdem sie noch einmal nach Dominic gesehen hatte, wirbelten die Ereignisse des Tages in ihrem Kopf durcheinander. Ein echter und wahrhaftiger Engel war vom Himmel gestürzt, und sie hatte ihn gefunden und in ihr Haus getragen. Die ganze Sache war so absurd, so unglaublich, daß sie jetzt einfach nicht einschlafen durfte, sonst würde sie morgen aufwachen und feststellen, daß alles nur ein Traum gewesen war.

Als der Morgen kam, hatte es aufgehört zu regnen, und die Strahlen einer schwachen, glutroten Sonne brachen hier und da durch die Wolkendecke. Im Wald stieg Bodennebel auf und verflüchtigte sich langsam zwischen den Stämmen. Einzelne Sonnenstrahlen fanden sogar den Weg durch das dichte Geäst, ihr warmer Schein durchschnitt die geisterhaften Nebelschleier.

Als das erste Morgenlicht auf den geborstenen Kadaver des Feuerkäfers traf, der abseits des Baches zwischen Bäumen lag, ein Flügel abgetrennt, der andere in Fetzen um seinen häßlichen Kopf gewickelt, begann sein toter Körper, sich zu bewegen. Zuerst war es ein unmerkliches Vibrieren, dann bebte und zuckte der schwarze Käferleib immer heftiger, bis plötzlich sein Rückenschild aufbrach und eine Wolke winzig kleiner Fliegen daraus hervorquoll.

In Sekundenschnelle war der Dämon vollkommen von den hektisch summenden Fliegen eingehüllt. Es sollte nicht lange dauern, bis sie aufflogen und nur eine leere Hülle zurückließen.

Eben noch eine dichte Wolke, schwärmten die schwarzen Fliegen jetzt zwischen den Bäumen aus. Vorbei an der Stelle, wo der Engel gefallen war, vorbei an dem anderen Feuerkäfer, der ausgebrannt in den Ästen hing, vorbei an den beiden Milchkanen, die verlassen auf der kleinen Brücke über den Bach standen schwirrten sie hinaus in die Morgenluft.

Als Irène am Morgen hinauf in den Wald ging, um die Milchkanen zu holen, kam es ihr fast so vor, als hätte der gestrige Abend wirklich nicht stattgefunden. Aber in ihrer Stube lag ein verwundeter Engel mit weit ausgebreiteten, zerfetzten Flügeln. Er hatte die Nacht erstaunlich gut überstanden. War Irène sich gestern kaum sicher gewesen, wieviel Leben noch in dem blassen Körper steckte, so hatte sie heute früh beruhigt festgestellt, daß der Engel in einen tiefen, ruhigen Schlaf gefallen war.

Bei Tageslicht sah der Platz, an dem sie den Engel gefunden hatte, aus, als sei hier ein riesiger Vogel von einem noch größeren Räuber geschlagen und gerupft worden. Überall im Unterholz und auch oben in den Zweigen hingen weiße Federn, und unter einem besonders hohen Baum waren das Gebüsch niedergedrückt und der Boden aufgewühlt. Hier mußte der Engel abgestürzt sein. Wie er es in seinem Zustand noch in den Bach geschafft hatte, war ihr ein Rätsel. Aber eine breite Schleifspur bewies, daß es ihm irgendwie gelungen war. Womöglich hatte er noch gebrannt.

Das ist Gottes Werk, dachte Irène, als sie vorsichtig zu dem Baum hinüberging. Mutter braucht sich keine Sorgen zu machen, der Herr hält seine schützende Hand über seine treuesten Diener.

Sie blickte den ruhig dahinfließenden Bach entlang. Die beiden Milchkanen standen sicher auf der kleinen Brücke und schienen die Nacht gut überstanden zu haben. Es bestand kein Grund zur Eile – sie konnte sie auch gleich noch holen. Sie ließ ihren Blick wieder durch das Gehölz um die Absturzstelle schweifen. Wenn man genau hinsah, konnte man oben in den Zweigen die Schneise erkennen, durch die der Engel in den Wald herabgestürzt war. Eilig drängte sich Irène durch die Büsche. Auch wenn sie langsam wieder die Angst

vor dem Angreifer beschlich, war sie doch zu neugierig, um nicht weiterzugehen. Außerdem wollte sie als erste den Wald absuchen, bevor das halbe Dorf sich hier oben versammelte.

Und tatsächlich fiel ihr nach ein paar Metern etwas Glänzendes im Unterholz ins Auge. Ein langer Stab ragte zwischen den Büschen hervor. Eine lange, schlanke Klinge war tief in die Erde eingedrungen. Ein matter Glanz lag auf dem Schaft, der mit einer Art Leder oder Gummi überzogen zu sein schien. Es mußte die Waffe des Engels sein. Ehrfurchtsvoll griff Irène nach dem Schaft, um sie aus dem Boden zu ziehen, doch als sie ihn berührte, durchzuckte ein jäher Schlag ihren Körper. Erschrocken zog sie die Hand zurück. Wie töricht von ihr, die Waffe eines Engels berühren zu wollen!

Sie hatte gerade entschieden, die Milchkannen zu holen und wieder ins Dorf zurückzukehren, als sie den Dämon entdeckte.

Er schwebte nicht weit von ihr reglos zwischen den Ästen und reckte ihr seine bedrohlichen Kiefer entgegen. Hundertfach brach sich die Morgensonne in den grünschillernden Augen des Untiers. Jeden Augenblick würde es abrupt auf sie zu schnellen, würden die Kiefer sie umschließen, ihrem Leben ein Ende setzen ...

Dann sah sie, daß die Kreatur leblos in den Bäumen hing, die Beine schlaff und die großen Facettenaugen gebrochen. Sie erinnerte Irène an eine riesige schwarze Küchenschabe.

Als sie wieder auf der Brücke nach den Milchkannen sah, mußte sie zuerst eine Wolke kleiner schwarzer Fliegen verscheuchen. Woher die Schmarotzer auch gekommen waren, sie hatten die süße Milch in den Kannen gerochen und schwirrten nun aufgeregt um sie herum. Irène beeilte sich, ins Dorf zurückzukommen.

Kapitel 3

Nun geschah es eines Tages, da kamen die Engel, um vor den Herrn hinzutreten.

– Hiob: 1,6

Die befehlsgewohnte Stimme des Komturs, den seine Männer nur unter dem Namen Kolya kannten, schallte laut über den Bergpfad, der über die unwegsamen Höhen der Pyrenäen nach Mont Salvage, dem sturmumtosten Himmel der Urieliten, hinaufführte.

„Los, vorwärts, ihr lahmes Pack! Es wird schon schwer genug werden, Vater Wolfram zu erklären, warum wir heute mit leeren Händen zurückkommen, ohne daß ihr vor lauter Gaffen vom Pferd fallt!“

Er und seine Leute waren Beutereiter, die für die Angelitische Kirche die Steuern eintrieben. Kolyas Rotte stellte insofern eine Besonderheit dar, als daß sie nicht einem Kloster zugeordnet, sondern direkt in Mont Salvage stationiert war. Von dort aus brachen sie zu ihren ausgedehnten Beutezügen auf, um in ganz Iberia den Kirchenzehnten einzutreiben. Und da hockten sie nun auf ihren Pferden, fast drei Dutzend hartgesottene Männer und Frauen, eine der größten Beutereiterrotten Europas, und gafften zum Himmel hinauf. Sie gafften ganz genau wie das gemeine Volk auf dem Lande, das Kolya in Gedanken insgeheim immer als ‚abergläubisch‘ abtat. Und das nur, weil direkt über ihren Köpfen in kaum zehn Metern Höhe eine vollständige Engelschar in allem Prunk vorbeizog. Zugegeben, aus solcher Nähe bekamen auch sie Engel nur selten zu sehen, aber war das ein Grund für erwachsene Menschen, mit weit aufgerissenen Mäulern würdelos in die Luft zu starren?

„Los, weiter geht’s. Wir haben unsere Zeit dem lieben Gott schließlich nicht gestohlen.“ Verärgert riß Kolya an den Zügeln seines dampfenden schwarzen Wallachs und trieb ihm die Stiefelabsätze härter in die Flanken, als es nötig gewesen wäre, um das Tier wieder auf dem gewundenen Serpentinpfad voranzutreiben.

Das Geschrei des Komturs blieb von den fünf geflügelten Gestalten unbemerkt. Dicht an der Flanke des Berges eilten sie in perfekter Rautenformation in raschem Flug der Ordensburg der Urieliten entgegen, um den Bericht über ihre Mission den Chroniken des Himmels hinzuzufügen.

An der Spitze der Raute flog Daniel, der Urielit der Schar. In seinem Haar trug er straff gewickelte smaragdgrüne Seidenbänder, die die gut schulterlange Pracht als steifen Zopf emporragen ließen. Einige ebenfalls smaragdgrün gefiederte Pfeile ragten aus dem flachen Holzköcher, der mit einem breiten Lederriemen schräg über seinem Steißbein fixiert war.

Sein Gegenstück, die hintere Spitze der Raute, bildete Rahel. Unter den Engeln sagte man der Raphaelitin nach, sie könne jede Krankheit besiegen. Das Grau ihres streng zurückgebundenen Haars stand im krassen Gegensatz zu der Jugend ihres Gesichts. Rahel konnte kaum älter als vierzehn, höchstens fünfzehn Jahre sein.

Genau im Zentrum der Raute flog Ariel, die Michaelitin. Sie war – obschon das Oberhaupt – deutlich die Jüngste der Schar. Die schwere Verantwortung, die auf ihren Schultern lastete, ließ sie innerlich fast zerreißen. Einmal gab sie sich, als seien alle Missionen, die Gefahren und Abenteuer ein großes, herrliches Spiel für sie, dann wieder schienen ihre Augen alle Greuel zu sehen, die der Herr der Fliegen dieser Welt zu geben hatte, und in ihren kindlichen Zügen waren nur Schmerz und Bitterkeit zu lesen.

Zu ihrer Linken glitt Malloriel dahin, der selbst unter den als extravagant geltenden Mitgliedern des Ordens der Ramieliten auffiel. Auf dem Rücken trug er in einem großen Lederbeutel die gravierten Platten aus matt schimmerndem Metall, die er auf dem Weg zum Himmel aus den Trümmern einer alten Fabrik geborgen hatte, in deren ausgebranntem Turm die Schar genächtigt hatte. Für ihn, bei dessen Ausbildung das Fliegen nicht gerade im Mittelpunkt gestanden hatte, mußten die Platten eine enorme zusätzliche Belastung darstellen, doch der Bewahrer des Wissens trug sie klaglos und voll Stolz. Er war mit Abstand der Älteste der Schar, und sein ebenfalls vorzeitig ergrautes, fast silbriges Haar flatterte im Gegensatz zu Rahels lang über seinen Schultern im Wind. Im Stehen reichte es ihm bis weit übers Gesäß.

Nur einer aus der Schar war noch schwerer beladen als Malloriel: Aadoniel, der stämmige Gabrielit. Die zahllosen Waffen, besonders das prächtige Flammenschwert an seiner Hüfte, das Wahrzeichen seines Ordens, waren zweifellos eine große Last. Doch der stämmige junge Engel mit dem schwarzen Haar, das mit einem mit Segensformeln bestickten roten Tuch umwunden war, klagte ebenso wenig wie sein gelehrter silberhaariger Gefährte. Man hatte den Gabrieliten gelehrt, alle Mühen stumm zu erdulden, und Aadoniel war ebenso stur wie stolz. Kein Wort kam über seine Lippen.

Ab Guillaume saß in seinem geräumigen Gelaß im Westpfeiler, trank mit seinem Gast Tee und löffelte Gemüsebrei, als Ariels Schar die Burg erreichte. Vorbei am Spitzbogenfenster des Ab schwebten die fünf Engel langsam zum Inneren Paradehof mit den sorgsam gepflegten Rabatten hinunter.

„Die Boten des Herrn, mein Ab – ohne Bruder Welja“, bemerkte der Mann, der in der Fensternische lehnte und so ausgezehrt wirkte, als habe ihn eine schwere, allmählich zum Tode führende Krankheit in ihren Fängen. Schwarzer Tee war aus seinem gelähmten linken Mundwinkel gesickert und befleckte das helle Leinenfutter seiner Gugel, eines kapuzenähnlichen Kleidungsstücks. Zu seinen Füßen schlummerte ein winziger dunkelbraun und weiß gescheckter Hund. Als der Mann Anstalten machte, sich zu setzen, sah es eher so aus, als bräche er in der Nische zusammen.

„Die Boten des Herrn sind zurückgekehrt. Geht und hört ihre Botschaft, Ab.“

Ab Guillaume, das geistliche Oberhaupt des Himmels der Urieliten und damit einer der höchsten Würdenträger der Angelitischen Kirche, sah den Mann in der Fensternische mit unverhohlenem Abscheu an. Aber er wußte nur zu genau, in welchem Auftrag sein hagerer Besucher unterwegs war, also schluckte der Ab die spitze Bemerkung, die ihm in den Sinn kam, hinunter und erhob sich wortlos, um den Missionsbericht der Schar entgegenzunehmen.

In seinem Arbeitszimmer hatte Ab Guillaume sich auf seinem prächtigen Holzthron vor einem prunkvollen, in Grün- und Goldtönen gehaltenen Gobelin, der eine Engelsweihe in Roma Æterna darstellte, niedergelassen und hörte den Missionsbericht der Schar Ariels. Den Akt der zeremoniellen Segnung der heimkehrenden Schar, nur eines der zahlreichen minderen Sakramente der Angelitischen Kirche, hatte er eher nachlässig hinter sich gebracht, denn in seinem Inneren war der Ab ein Mann der Tat und kein Freund mystischen Gepräuges oder geheimnistuerischer Rituale.

Wie auch sonst nach den Missionen dieser Schar, war die Michaelitin nicht wie üblich allein zum Rapport bei Guillaume erschienen, sondern wurde von ihrem Ramieliten Malloriel begleitet. Er war es auch, der das Wort führte, da Ariel es vorzog, telepathisch zu kommunizieren, eine Form der Verständigung,

die zumindest für Guillaume eine ziemlich einseitige Angelegenheit geworden wäre.

„Der Vorfall konnte sich nur ereignen, mein Ab, weil der uns anvertraute Legat aus Æterna in keiner Weise bereit war, sich an Ariels Anweisungen zu halten.“ Guillaume verstand sehr wohl was Malloriel nicht laut aussprach, nämlich daß der Geistliche selbst schuld an dem Schicksal war, das er erlitten hatte. Weder er noch Ariel waren bereit, sich und die Schar für das Geschehene zu rechtfertigen. Ab Guillaume erhob sich von seinem Stuhl und sah den silberhaarigen Engel durchdringend an. Dann durchmaß er mit langen Schritten mehrfach seine Kammer.

„Jeder hier im Himmel weiß“, sagte der Ab der Urieliten schließlich mit mühsam unterdrückter Erregung, „daß Prälat Karolus und Bruder Welja als direkte Legaten des Pontifex Maximus aus Æterna hierher gekommen sind, um sich persönlich mit dem Phänomen des Brandlandes und der ekstatischen Priester auseinanderzusetzen, die umgeben von diesen sogenannten Jüngern des Paradieses vor den Fegefeuern herziehen. Bruder Welja bekommt von mir eine meiner besten Scharen als Eskorte, um zu der nächstgelegenen Stelle zu reisen, von wo uns die Aktivitäten eines solchen ekstatischen Priesters gemeldet wurden,“ der Ab blieb stehen und sah die Engel wieder scharf an, „und da interessiert es mich nicht im mindesten, ob ihr einen sturen Hund, einen sanften Frömmeler oder den Pontifex persönlich zu begleiten hattet – er hätte niemals Gelegenheit bekommen dürfen, sich allein mit diesem Ekstatiker zu treffen!“

„Der Erfolg unserer Mission hing entscheidend von der Kooperation des Legaten Welja mit unserer Schar ab,“ fiel ihm Malloriel unerbittlich ins Wort. Ariel warf ihm einen warnenden Seitenblick zu, etwas blitzte in beider Augen auf, und der Ramielit verstummte augenblicklich.

Ab Guillaumes Blick schien fast triumphierend. „In jedem Fall habt ihr mich schwer enttäuscht, Ariel“, sagte er an die Michaelitin gewandt. „Ihr könnt bis auf Weiteres gehen. Kastellan Bruder Clarence wartet draußen. Er wird euch eure Unterkünfte zuweisen.“

Damit war das Gespräch beendet. Die beiden Engel wandten sich sichtlich verärgert um und verließen das Arbeitszimmer des Ab.
